Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Nachbarskinder
Autor: Reinhart, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575846

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gemüt anfänglich geschlagen hatten, waren schneller, gründlicher vernarbt als der breite Schmiß aus der Studentenzeit, der seine wulstige Oberlippe fast in zwei Teile spaltete. Das große, braune, glattrasierte Gesicht hatte etwas gutmütig Gleichgültiges und schien im Verein mit seinem nervösen Lachen, das die schlechten Zähne zu oft sehen ließ, etwa zu sagen: „Die größte Dummheit ist das Sterben nicht, aber die letzte, die der Mensch begeht!“

„Also, wenn er noch etwas haben will, he, he, nur zu! Schaden kann ihm nichts mehr, he, he!“ sprach er in seiner eigenen ruhigen Art mit tiefer Stimme und dem ewigen Gelächter, das kein Lachen war.

Er ergriff leicht die Hand der kleinen Schwester, zog fast mechanisch die Uhr, blickte einen Moment in die vergrämten spitzen Gesichtszüge, die oft die Eigenart ältlicher, unverheirateter Frauen bilden. „Ganz normal, ganz normal, he, he, einundachtzig,“ meinte er und schritt mit kurzem Gruß unter dem schützenden Vordach hinaus in die glühende Helle. Seine Schritte auf der dreistufigen Treppe, die auf den öden Rasen endete, machten das Haus mit seinen dünnen Bambuswänden erbeben. Einige Kranke stöhnten und wimmerten leise, die Stahlfedern eines Bettes ächzten unter unruhiger Bewegung. Die Schwester erteilte einem Schwarzen einen Befehl und wandte sich dann nach Nummer elf, dem letzten Zimmer am Ende des Korridors.

In der eisernen Bettstatt lag unbeweglich und starr der Kranke. Nur seine magern, langen, gelben Hände drehten sich unablässig auf dem grauweißen Leinentuch, immer von außen nach innen, von innen nach außen, mit fast unmerklich zuckenden Fingern.

Die Schwester reinigte mit einem Tuch das Holzgestell in der Ecke neben dem Schrank, wo der Wasserkrug, ein Glas und eine Medizinflasche, mit rötlicher Flüssigkeit halbgefüllt, standen. Lässig schob sie die Geschirre bei Seite, klirrend stieß das Waschbecken gegen den Krug.

Der Kranke erwachte aus seinem dumpfen Schlummer; langsam richtete er sich gerade auf mit stützenden Armen.

„Schwester!“ kam es kaum hörbar von seinen Lippen.

„Ja,“ sagte die Angeredete, ohne sich zu wenden oder in ihrer Beschäftigung innezuhalten.

„Schwester,“ murmelte der Kranke wieder, „ich will nach Hause . . . Morgen früh fahre ich nach dem Pueblo . . . Ah, morgen früh!“

„Ja,“ sagte die Schwester und fuhr mit dem Tuch in den leeren Wasserkrug.

„Telephonieren Sie doch, bitte, Schwester, dem Marrer, er möchte meinen Koffer in Ordnung . . . und die Gazellenhörner soll er obenauf packen . . . ich ließe ihm danken . . . ich werde es ihm morgen selber sagen . . . morgen früh . . .“

So sprach der Fiebernde, und seine Augen flackerten in unstetem Schein aus dem gelben Gesicht mit den hervorstehenden, von tiefen grünlichen Schatten umzogenen Backenknochen.

„Er soll doch, bitte, den Koffer gleich an Bord bringen lassen . . . Wenn Sie ihm das sagen wollen, Schwester!“

„Ja,“ wiederholte die Schwester am Fenster, wo sie hinter den verhängten Persianen das Staubtuch ausschüttelte — — — — — — — — — — — —

Am Tage darauf traten drei Männer aus dem halbdunkeln Hause und nahmen ihren Weg über den dürren Rasen mit den drei Palmen, durch die glühenden Sanddünen, nach dem Pueblo. Auf den Schultern trugen sie eine lange schmale Truhe, die den „Einzigen“ barg. Wortlos, mit mürrischen Mienen schritten sie dahin, zur gleichen Stunde, als weit, weit über den Meeren und Bergen das alte Paar in der Dachstube beim Weihnachtsbäumchen saß und mit tränengetrübten Augen immer wieder auf das Blatt Papier schaute, das ihm die Heimkehr des Sohnes berichtete, während draußen die weißen Flocken zur Erde wirbelten . . .

Nachbarskinder.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Kindergeschichtlein von J. Reinhart, Schönenwerd.

„So briegg jetzt nicht mehr, Seppeli!“ sagte die Mutter und strich mir die geblümte Bettdecke zurecht, die ich in der Ungeduld des Krankseinmüssens von mir gestoßen. „Lueg, folg jetzt schön und halt dich still, daß du recht schwitzen kannst; der Oegerli bringt dir dann ein Nest voll Hasen heim, wenn sie wieder Gras mähen am Waldeck!“

„Will keine Hasen!“ machte ich weinerlich, mich in der Hitze des Sommertags unwillig auf die andere Seite drehend. „Auf will ich jetzt!“

Die Mutter hatte schon das farbige Kopftuch umgebunden und stand ungeduldig am Bettlein; denn draußen war das letzte Heu am Boden und die Leute rar; da kam ich ihr gerade recht mit meiner Ungebärdigkeit, und sie zog andere Saiten auf:

„Im Bett bleibst jetzt, punktum! Willst noch ins Kilchlöchli, wie der Aloisli selig? Jawohl auch, mit der weißen Zunge und . . . Aber wart, will dir den Riegel schieben!“ sagte sie, nahm kurz entschlossen meine Höslein vom Stuhl und trug sie in sichern Verwahrsam.

„So, Büebli,“ sagte sie, selbst beruhigt über ihren Einfall; aber nach einem kurzen Blick durchs Fenster auf die grüne Hofstatt, wo die Sonne durch die Blätter schien, mochte wohl wieder das Mitleid an die Stelle ihres mütterlichen Zorns getreten sein:

„Folg jetzt, gell! Morn darfst dann wieder auf und zum Madeli gehn! Da, lueg Bildli, und malen darfst auch, wenn nicht schwitzen kannst!“ Und gab mir den Kalender von der Wand und den Rötel, womit der Vater am Abend den Mähdern ihren Taglohn einzeichnete.

Dann nahm sie Weihwasser, gab mir auch ein Tröpflein und ging fast eilig aus der Stube. Ich hörte noch den Schlüssel an der Haustür girren, der so schwer ging, daß ihn kein Kind umdrehen konnte, weil unser Haus sonst selten abgeschlossen ward. Von draußen noch hörte ich ihre Stimme, wie sie die Hühner lockte und ihnen eine Handvoll Körner streute. Dann rief sie noch zurück: „Und das Madeli darf nicht zu dir, gehört; sonst wird es auch noch krank und kommt der Doktor!“

Gottlob war sie nun fort! Ich horchte noch eine Weile in meinem Bettlein, hörte nichts als die Hühner draußen gackern und die Tauben gurren unter dem Dach

und durchs offene Fenster die Bienen summen. Ich richtete mich auf, streckte die Zunge heraus, soweit ich konnte; aber wie ich auch das Gesicht verzerrte, ich konnte nur ihre Spitze sehen, und die war ziemlich rot. Das empörte mich von neuem: jetzt bei dem schönen Wetter im Bettlein bleiben, und auf dem Feld gibts eingelegte Dürrbirnen, und das Madeli ennet dem Bach hatte junge Hühnlein, und das Wasserrad, das mir der Oegerli am Sonntag gebaut, hatte ich auch nicht mehr gesehen, seit, ich weiß nicht wie lang! Wenn es nur der Schangli nicht verderbt hatte, sonst erbarm sich Gott! Es wurde mir ganz heiß im Bett, und was die Mutter mir vom Schwitzen gesagt, kam mir in den Sinn, und ich hielt mich ein Weilchen ganz still. „Aber nein," dachte ich, „zum Trotz schwitz ich nicht, warum muß ich im Bett liegen, und ist doch der Oegerli schuld, weil er mir auf dem Feld zuviel Zuckerwasser gegeben hat!"

Jetzt fiel mir der Kalender in die Augen und des Vaters Rötelstift, den mir die Mutter auf die Bettdecke gelegt. Da war grad auf dem ersten Blatt die Mutter Gottes abgebildet, und der heilige Joseph mit der Axt stand daneben. „Die sind auch schuld, daß ich schwitzen muß, während sie draußen Dürrbirnen essen und des Nachbars Madeli herumspringen darf!" Und mit schadenfroher Kaltblütigkeit malte ich dem heiligen Joseph einen feuerroten Bart, grad wie der Oegerli einen trug. Da hörte ich um die Hausecke ein leises Stimmlein, fast wie wenn ein Immlein singt.

„Das Madeli," dachte ich, „das will mich holen und kann nicht hinein!" Jetzt brach es ab im Singen, schaute wohl umher und lauschte, wo ich sei. Ich hielt den Atem an und rührte mich nicht im Bett; aber da drinnen im Herzhäuslein wollte etwas hinausspringen. Ich fuhr auf und rief: „Madeli, Madeli, komm nicht zu mir; ich bin krank und muß schwitzen, du wirst sonst auch krank, und dann muß der Doktor kommen!"

Als es meine Stimme vernahm, mochte ihm wohl die Absicht, in der es hergeeilt, wieder in den Sinn gekommen sein, und der Eifer und die Aufregung machten, daß ihm der Atem vor die Rede kam.

„Seppeli, wo bist? Ja, du darfst jetzt nicht krank sein, weißt, der Schangli hat dein Wasserrad verderbt und hat gesagt, du seist ein Röckleinbub!"

Wie ein Vogel, dem man einen Stein ins Nest geworfen, fuhr ich aus dem Bettlein und war am Fenster, vermochte aber nicht hinauszusehen.

„Was hat er gemacht? Das Rad verderbt?" Und wäre das Madeli nicht draußen gestanden, hätte ich gradaus geweint.

Ich wollte nach den Höslein greifen, die auf dem Stuhl gelegen, ward aber inne, daß sie die Mutter in Gewahrsam gebracht. Ich zerrte den Stuhl zum Fenster und schaute mit rollenden Augen hinaus: vielleicht, daß Madeli mich ja nur zum Narren hielt, wie damals, als es gesagt, der Sandhas habe Eier gelegt! Aber nein, das schluckte noch immer in Entrüstung und hatte ein rotes Köpflein: „Ja, und mir hat er die Balle in den Bach geworfen, weißt, du mußt ihn wixen, du darfst nicht krank sein jetzt!"

Verzweifelt wies ich auf mein Hemdlein und erklärte ihm, warum ich nicht in der Lage sei, jetzt meine verletzte Ehre zu rächen. Ernsthaft schüttelte es das gelbe Schöpflein. Ein Weilchen schwiegen beide. Einmal sagte es kleinlaut: „Weißt du nicht, wo sie den Schlüssel hat zum Kasten und den Höslein?" Während es sprach, ward seine Stimme beherzter, und entschlossen kam es näher: „Oder wart, ich komm!" Und es war schon an der Tür, griff, sich bäumelnd, nach der schweren Falle; doch die bewegte sich kaum unter den kleinen Händen. Als es umsonst an der Türe fingerte, erinnerte ich mich wieder der mütterlichen Drohung; auch kam mir plötzlich wie ein schwarzer Vogel der Schangli in den Sinn, der mir schon einmal mit seinen krummen Fingern das Gesicht zerkratzt hatte.

„Du, ich bin halt krank und muß ins Bett," sagte ich, und als wär ich das folgsamste Kind im Dorf, hüpfte ich hinein, deckte mich zu bis unters Kinn, als wollte ich heute noch für's ganze Leben schwitzen. Aber das Madeli war herbeigeeilt und schon auf das Bänklein unters Fenster geklettert.

„Ja, so komm ich halt zu dir, und ich will auch krank werden; dann bekomm ich wieder süßes Bärendreckwasser vom Doktor, wie im Winter."

Aber ich protestierte lebhaft unter der Decke hervor: „Nein, komm nicht; sonst müssen wir noch beide ins Kilchlöchlein, die Mutter hat's gesagt!" Denn ich dachte, es möchte am Ende gar die Höslein finden, und dann müßt ich ausziehen mit ihm, dem Schangli zu Leibe, das Mühlrad rächen und den Ball und bekäme sicher wieder seine Krähenfinger ins Gesicht.

Madeli stand auf der Bank, und sein Köpflein ragte über das Gesims herein. Als es aber mein Medizinfläschchen gewahrte, das neben dem Bett auf dem Tische stand, doch nicht so einladend schien wie das süße braune Hustenmittel, da machte es schmollend Kehrt, und sein Stimmlein tönte scharf und schneidend, daß es mich traf als wie mit dünnen Rütchen:

„Nein du, so geh ich halt zum Schangli und zeig ihm die jungen Hühnlein, und dir zeig ich sie nie, nie, nie!"

Das war nun ein Stich, der blutete. Nein, der Schangli durfte nicht mit dem Madeli gehen; sonst sagte es ihm, daß ich die Höslein noch nicht selber handhaben konnte. Also schoß ich unter der Decke hervor und rief das Madeli zurück.

„Nein du, los, so komm! Ich bin, glaub, nicht mehr krank; ich habe geschwitzt, und schau die Zunge, ist sie nicht rot wie ein Ziegelstein!"

Und ich streckte ihm mein Mundläppchen entgegen, und mit Befriedigung konstatierte Madeli, daß sie fast röter sei als der Mutter Kopftuch oder Oegerlis Nase.

„Ja, dann darfst du schon hereinkommen, es macht dir nichts!"

„Nein, komm du heraus!"

„Ja, wenn ich die Höslein hätt; die Mutter hat sie halt versteckt!" Aber Madeli besann sich nicht lang.

„He, so wart!" sagte es entschlossen. „Ich hab nundig die Wurmzeltli auch gefunden, als sie deine Mutter versteckt hatte, weißt, die süßen; ich werd die Höslein wohl auch finden!"

Und auf den Zehen strebte es zum Fenster empor; aber mehr als den Kopf brachte es nicht herein. Während ich schon fast verspielt gab, schaute es unverzagt umher als wie nach Rettung; da holte es vom Holzhaufen einen

Wilhelm Balmer, Basel (Bern). Luc.

Arm voll Scheiter und schichtete sie so hoch, bis es die dicken Beinchen übers Fensterbrett setzen konnte.

Jetzt stieg ich vollends aus dem Bett, und selbander suchten wir die Höschen. Im Schlafstüblein, in der Wohnstube, bis wir an den großen Kirschbaumschrank kamen, wo sonst auch die Zuckerbüchse war; aber der Schlüssel steckte nicht im Loch. Lange standen wir vor der verschlossenen Tür und griffen mit den Fingerlein ins Schlüsselloch, klopften wohl auch an den Kasten, als ob ein Geist oder Zwerglein von drinnen öffnen könnte.

Eine Weile schauten wir einander ratlos an; da verfinsterte sich Madelis Gesicht: „Du machst immer so dumme Sachen: jetzt bist du krank, und nundig, als wir deiner Mutter die schweren Steine in den Garten tragen mußten, warst du z'weg!"

„Ich wüßte wohl was . . . Aber nein!" Ich fühlte, wie das Blut mir die Wangen färbte. Nein, das sagte ich nicht! Aber Madelis Schlaukopf hatte es schon erraten. „Wo ist dein Röcklein?"

Ich hätt ihm alle Wurmzeltlein auf der Welt um dieses Wort gegeben, obschon ich Bedenken hatte, wieder ein Mädchen zu werden, und wußte, daß mich der Schangli auslachte. Aber das Wasserrad und die jungen Hühnlein wurden mir immer wichtiger. Und die Sonne schien auch so schön, und weit draußen in einer Wiese oder in einem grünen Gebüsch sang und jodelte ein Knabe, vielleicht gar der Schangli. Und daß mir die Mutter meine Höslein versteckt, das empörte meine zarte Mannesehre.

Schon hatte Madeli das Röcklein, das ich seit Monaten nur noch in ganz seltenen Fällen statt der Höslein trug, aus einem Winkel gezerrt. Wie eine Mutter stellte es sich vor mich hin: „Seh, schlüpf hinein!" Nein, das Röcklein konnte ich doch selber anziehen; aber es ging doch nicht, ohne daß mir Madeli die Aermel hielt und die wenigen noch vorhandenen Knöpfe eintat.

Dann stiegen wir selbander aus dem Fenster. Ich voran, achtete mich wenig der herabfallenden, Madelis Abstieg erschwerenden Scheiter und schwenkte rasch um die Ecke. Erst hinter dem Haus, wo kein Ausblick nach der Heuwiese ging, wartete ich ihm mit klopfendem Herzen, und da ich spürte, daß mein Nimbus bei Madeli ziemlich stark verblaßt, fühlte ich das Bedürfnis, mich irgendwie bei ihm neu in Respekt zu setzen, und da fing ich denn mit Entrüstung und großen schallenden Worten an, über Schangli zu lärmen, und ich schimpfte mich wirklich auch in eine ganz währschafte Kampfstimmung und etwelche Tapferkeit hinein, sodaß ich, kaum des keuchend mir folgenden Mädchens achtend, geradewegs dem Bach zustrebte, der bald eng und rasch und weißen Schaum aufwerfend zwischen den grasigen Ufern hindurchschlüpfte, dann behaglich, halb unter hängenden Haselstauden, halb unterm weiten Sonnenauge ruhend, mit seinen Wasserspieglein spielte und warme wonnige Schlupfwinkel bildete für eine kleine Lebewelt: Gröpplein und Fischlein, Mücken und badende Kinder.

Geradaus durch die Wiese beinelte ich dem Bache zu. Nur einmal hielt ich auf halbem Wege an; mir war gewesen, ich hätte Madeli hinterm Rücken verdächtig kichern hören. Ich schaute mit schiefem Blick zurück und dann mit prüfenden Augen an meinem Gewand herab, begriff es aber nicht, daß eines lachen konnte über mein Röcklein, das allerdings kaum zu den Knieen reichte und meinen Zappelbeinchen freien Spielraum ließ.

„Komm du jetzt," herrschte ich es an, „oder sonst kannst zum Schangli gehen, wenn du lachen willst!" Denn ich war wirklich böse geworden, und wenn ich's ehrenvoll gekonnt, ich hätte rechtsum gemacht mit meinem verletzten Männerstolz.

Aber da war ich schon am Ziel, und die Zeit zur höchsten Entrüstung war gekommen. Da, wo der Bach schmal, aber eilig wie ein Wiesel hügelab fuhr, eh er im großen Tümpel zur Ruhe kam, und wo vor Tagen sich mein Wasserrädchen lustig wie ein Windspiel gedreht, da waren jetzt nur noch traurige Reste zu sehen, das Gras zertreten; von den Schindeln, die das Rad gebildet, lag da und dort noch eine, böswillig vom Schangli zerbrochen. Ueberwältigt von dem trostlosen Anblick hob ich zuerst den Saum des Röckleins — denn das Weinen stand mir zuvorderst — aber als Madeli näherkam mit rotem Kopf und wiedergewonnenem nagelneuem Ernst, da hielt ich nicht mehr an mich.

„Wart, Schangli, wart, das sag ich dem Oegerli; der haut dir die Ohren ab mit dem großen Soldatenmesser!" Aber da er keine Antwort gab und es still blieb am jenseitigen Bachesufer, wo sein Haus stand, setzte ich stärker an. Es ward mir ordentlich wohler, daß ich mit ihm in meiner Montur nicht in persönliche Berührung zu kommen brauchte, und der mündliche Verkehr aus der Entfernung schien mir heute, da ich unter keinen Umständen die Spuren seiner Nägel am eigenen Leib heimtragen durfte, das Ratsamste und Sicherste. Als Schangli auf die ersten tastenden Anrufe keinen Bescheid gab, wuchs mir der Kamm. Aber Madeli durfte nichts von meinen Erwägungen merken, und vor ihm wollte ich nun auf billige Art als Ritter mich erweisen und mir seine Treue, vielleicht für immer sichern, und herzhaft, die hohle Hand am Mund, schleuderte ich die schwersten Mundgeschoße hinüber, die ich aus Oegerlis Arsenal mir angeeignet hatte. Ab und zu schaute ich, die Wirkung meiner Schimpfkanonade prüfend, auf Madeli zurück, das sich, andächtig lauschend, doch vorsichtig, hinter mich gestellt hatte, und, wie um ihre Wirkung dauernd zu erhärten, die kräftigsten meiner Salven nachdrücklich wiederholte.

Einmal stieß Madeli einen Schrei aus; ganz nah von uns, in den Badtümpel, flog ein Stein, und wie das Glas eines brechenden Spiegels spritzte und glitzerte es nach allen Seiten. „Uih," rief es, schreckhaft zusammenfahrend, „es hat geschossen, Jesus! Und die Mutter hat gesagt, wenn einer Steine schießt, dann brennen ihm die Finger ab!"

Ich hatte wohl spritzen, aber keinen Stein ins Wasser fallen sehen, und um meinen Schrecken für mich zu beschwichtigen, meinte ich, es wäre ein übers Wasser springender Fisch gewesen, und als sich nichts mehr hören ließ, näherte ich mich entschlossen, meine Vermutung bestätigend, dem Bache, legte mich am Ufer nieder und griff hinunter, wie der Oegerli am Sonntag getan, als wär ich zum voraus sicher, einen Fang zu machen.

Einmal juckte ich auf: ich hatte etwas Glattes gespürt. Es war zwar nur ein Stein, und während ich weitertastete und die laue Wärme des Wassers spürte, kamen mir die Mädchen in den Sinn, die ich hier einst im Hemdlein baden gesehen, als ich im Felde Habermark

suchte. Scheltend hatten sie mich weggejagt: hier sei das Mädchenbad; denn ich trug damals schon die Höschen. Aber jetzt war ich hier Meister. Entschlossen und froh, das an meinem Fischerglück zweifelnde Mädchen auf andere Gedanken zu führen, erhob ich mich:

„Du," sagte ich, „das Wasser ist warm; wir wollen baden!"

„Ja du, das ist das Meitlibad," sagte es altklug; „nur ich, aber du nicht, du bist halt jetzt ein Bub!"

Das wußte ich nun von der Mutter und vom Oegerli, daß ich ein Bub war.

Ratlos stand ich eine Weile, während Madeli triumphierend mit den Armen aus dem Röcklein schlüpfte und schon im Hemdlein stand. Sieghaft lächelnd blickte es zurück, als es zum Wasser beinelte.

Nein, da wollte ich auch baden, wenn ich schon ein Bub war! Da half mir Madeli selber aus der Not. Es hatte hier noch nie gebadet und mochte selber wünschen, daß ich den Fuß zuerst ins Wasser setze, und da wußte es schon das erlösende Wort: „He weißt, du kannst schon baden; hast ja ein Röcklein an, bist jetzt auch noch ein Meitli!"

Um alle Birnenschnitze und Wasserrädlein der Welt wär ich zu gewöhnlichen Zeiten kein Meitli mehr gewesen. Aber um den Preis des Badens gab ich mein Mannstum hin, zögernd zwar, wie wenn man mir gesagt, ich müßte eine Puppe wiegen. Aber Madeli nestelte schon an meinem Röcklein, voll eigener Ungeduld, von einem Füßlein auf das andere tretend, und da waren wir ja auch schon zwei Meitli, in weißen Hemdlein und mit rosenroten Füßlein, die auf dem grünen Wiesenplan zwei rundliche, gleichgroße Schatten warfen, und hätte ich auch noch ein Rattenschwänzchen am Kopf gehabt wie Madeli, so wär ich so gut ein Meitli gewesen wie es.

Dafür aber und um nicht den letzten Rest meiner Männlichkeit schmählich draufgehen zu lassen, stieg ich kühn voran ins Wasser, mit grinsendem Gesicht und verbißnen Zähnen zwar, mitten hinein und ließ mich nieder, daß mein Hemdchen wie ein weißer Blumenkelch um mein blondes Schöpfchen auf dem Wasser schwamm.

Des Badens im fließenden Wasser ungewohnt, verbiß ich tapfer mein anfängliches Frostgefühl, schaute, mich zu einem fast mitleidigen Lachen zwingend, mit ermunternden Blicken zu Madeli hinüber, das anfangs mit zagen Füßlein tastend ins Wasser getippt, fast wie ein leichtes Sommervögelein, eh es sich zum Trinken niedersetzt. Mein sieghaftes Lächeln mochte sein sonst so tapfer zugreifendes Wesen reizen: auf einmal hüpfte es wie ein Fröschlein, fast über mich hinweg, an die tiefste Stelle. Als es die ungeahnte Kühle des immer sich erneuernden Wassers am eigenen Blute spürte, ergriff es eine kleine Wut auf mich: es fing an, mit vollen Händchen mich zu spritzen. Nach Atem suchend, wollte ich schreien, nach der Mutter rufen, da hielt es inne, lachte, die Haare aus dem triefenden Gesichtlein streichend, mit hellen Aeuglein zu mir hinüber, und die Freude, daß es mich klein gesehen, glänzte mir entgegen. Ich fühlte dieses Lächeln als bittern Hohn und sann darauf, wie ich Madeli übertrumpfen könnte.

„Du, wer kann tiefer baden, ich oder du?" sagte ich und stellte mich gradauf neben es, mit triumphierenden, siegessichern Blicken es zum Wettkampf fordernd.

Einen Augenblick schien es zu zögern; dann ging blitzschnell ein Lächeln über sein frisches feuchtes Apfelgesicht.

„Gut, es gilt; aber zählen, wart, ich will zählen!"

„O du," fiel ich ihm ins Wort, „ich kann auch zählen, bis auf zehn!"

„Ja, aber ich auf zwanzig!"

„Ja, aber ich kann rechnen; der Oegerli hat mich gelehrt; denk, eins und eins ist zwei!"

Da fiel es mir ins Wort:

„Ja, aber manchmal drei, hat die Mutter gesagt, als unser Bäbi mit dem Knecht Hochzeit machte!" Das war nun bitteres Unrecht und empörte mich, hatte ich doch von der Gotte einen Batzen gekriegt, als ich ihr am Lieberherrgottstag das „Ghöre-n-es Glöggli" und „Eins und eins ist zwei" aufgesagt hatte. Jetzt kam Madeli mit diesem Aberglauben, und ich beharrte auf meiner Weisheit; Madeli aber rief ernst und beharrlich das Wort seiner Mutter an. So standen wir eine Weile nebeneinander, und wer weiß, wer recht erhalten, und kamen einander mitten im Wasser immer näher. Ich war nah daran zu weinen, stampfte mit den Füßen, während Madeli ruhig und überlegen lächelnd immer singend wiederholte: „Und eins und eins ist drei, die Mutter hats gesagt!"

So gewahrten wir nicht das Kichern, das hinter den Gebüschen uns umgab, bis wir plötzlich beide wie auf Kommando ins Wasser tauchten bis an die Schöpfchen, sodaß Madelis rotbraune Ringellocken wie Gold auf dem Wasser schwammen . . .

Dicht hinter uns war der Schrei erschollen aus einem halben Dutzend Kehlen, johlend, gröhlend; Schanglis Stimme tönte mir wie eine schrille Schelle an das Ohr:

„He da, he, der Meitlibader, Röcklibueb, Meitlibader!" Und grinsende Gesichter schauten hohnlachend aus dem Grün der Blätter, voran der Schangli, dem ich die schlimmsten Namen zugerufen. „Der hat die andern geholt und will mirs zahlen!" — das fuhr mir durch den Kopf. Ich schoß, als ich im Wasser keinen Schutz und kein Versteck fand — denn untertauchen konnte ich nicht — wie ein Frosch aus dem Wasser ans Land, griff nach meinem Röcklein, rief Madeli zu Hilfe, als meine Aermlein allein den Weg nicht fanden. Aber aus dem Wasser springen, sein Röcklein fassen und heim zu wie ein Wiesel — das war bei ihm ein Augenblick, Seppli hin, Seppli her, während der, hilflos verzweifelt sich plagend, seines Röckleins Eingang suchte. Schon war die lärmende Meute am andern Ufer hinaufgesprungen, wo es schmäler; der Schangli setzte mit rotem Kopf hinüber, blutrünstige Rachlust im Gesicht, die andern ihm nach. Krampfhaft fiebernd versuchte ich noch einen letzten Ruck — da fiel mir wie der Blitz eine Geschichte vom Oegerli ein, der mir einst vom Bären erzählte, dem einer den Mantel als Beute hingeworfen. Ich warf mein Röcklein rückwärts über mich und eilte keuchend und laut plärend vor Zorn und Scham und Furcht quer über Matten und Felder, unserm Hause zu.

Zu meiner vorläufigen Beruhigung hörte ich im Weitertraben, daß meine List ihre Wirkung nicht verfehlt hatte: sie waren mit Hallo über mein Röcklein hergefallen und waren, dem Lärm nach zu schließen, nun selber in Streit geraten, weil jeder das teure und merkwürdige Kleidungsstück für sich erobern wollte. Nun mochte mir das nasse Hemdlein um die Beinchen flattern, mochten die spitzigen Steine mir die Füße schneiden, ich sprang wie ein freies

Rehlein meiner Wohnstatt zu, schaute unterm sichern Dach noch einmal zurück, und als ich keinen Feind mehr sah, faßte ich, so rasch es in dem immerhin noch nicht völlig gefahrlosen Momente ging, einige der kräftigsten Flüche aus Oegerlis Wörterbuch zusammen und schleuderte sie im Hoch- und Kraftgefühl der heimatlichen Sicherheit meinen Feinden über die Wiesen und Felder zurück. Dann stieg ich, selber errötend an dem Gedanken, daß ich mich durch mein lautes Wesen bei den Meinen in neue Gefahr bringen könnte, rasch und leicht wie ein Reiterlein über die Bank zum Fenster hinein und, da ich schon wieder neuen Stimmenlärm vernahm, zu Bett, zog die Decke tief über die Ohren und horchte klopfenden Herzens auf die neu sich nähernde Gefahr. Und es war auch keine Täuschung. Vom Heufeld her ertönten, näher und näher, die hellen Stimmen der Heuersleute. Hü und Hott klang zwischen hellem Scherzen und Lachen und Geißelknallen heraus. Trotzdem ich im kühlen nassen Hemd im Bettlein lag, spürte ich, wie die neue Angst mir das Blut durch die Adern trieb. Jetzt kam die Mutter vom Hügel her, den Rechen über der Achsel, den Imbiskorb in der Hand, dem Hause zu. Mir war's, ich sähe sie, wie sie in neu erwachender Sorge um meine Unpäßlichkeit die Schritte beschleunigte, je näher sie dem Hause kam; ich sah in steigender Hitze schon, wie sie hereintrat, mich freundlich nach dem Erfolge meiner Schwitzkur fragte ...

Zum Glück ging es nicht so schnell, bis die Mutter kam. Ich hörte ihre Stimme, als sie mit dem Vater vom Garten sprach, frohgelaunt, wie mich bedünkte, wohl dankbar für das schön und trocken eingebrachte Heu, und mit heiterm Auge im Vorbeigehen das Gedeihen der Gartensaaten schauend. Und in dieser Zeit des Hangens mag ich wohl auch noch ein wenig von meiner versäumten Schwitzkur nachgeholt haben; denn als sie mit roten Wangen und frischem Heuduft, das Kopftuch in der Schwüle der Stube lösend, zur Tür hereintrat, lächelte sie, hatte jenen Sonnenglanz in den Augen, den sie sonst immer von dem hellen Arbeitsfeld mit nach Hause brachte, und mit einem Scherzwort hob sie, meine scheuen Blicke nicht gewahrend, das Decklein in die Höhe, griff mit der Hand nach meinem Badehemdchen. Zuerst flogs fast wie ein jäher Schrecken über ihr Gesicht, dann ein mitleidiges frohes Lachen, daß ich die Krankheit ausgeschwitzt.

Nun rief sie, die Hände zusammenschlagend: „Das heißt man jetzt ... Nein, ganz badnaß ... Ist das auch geschwitzt, oder?" und hob lächelnd den Finger.

„Ja nun," fuhr sie beruhigt weiter, „gottlob, krank siehst du nicht mehr aus! Seh, zeig die Zunge! Ah, fast rot, fast wie ein Wunder! Wenn ich's auch jetzt noch nicht verstehe, daß man so schwitzen kann! Item, bist ein braver Bub, daß gefolgt hast! Darfst aufstehen jetzt!"

„Ja, ich komm!" sagte sie, als der Vater aus dem Hausgang nach einem frischen Mosttrunk für die Heuer rief. „Ja, im Augenblick! Da, Bub ... Ja wart auch, Bub, wirst wohl nicht verzappeln!" sagte sie, als ich ungeduldig wie ein Böcklein in mein Höslein hüpfte, um hinauszueilen an die Luft, weil's mir da drinnen unter der Mutter Augen das Herzhäuslein zersprengen wollte vor Frohsinn, vor Scham und vor Angst, es möchten ihr meine verwunderten Augen die ganze Geschichte verraten.

Als ich dann draußen war unter dem Nußbaum, stand ich ein Weilchen allein und schaute in die Aeste hinauf, und das von meinem Kranksein und von Madelis Goldhaar im Wasser und vom fliegenden Hemdlein über die gemähten Wiesen schimmerte mir noch wie ein verschwimmendes Bildchen vor den Augen. Dann aber ging ich zum Oegerli und dann zum Imbiskorb, den die Mutter draußen abgestellt.

Am Abend hatten wir nach dem gut und glücklich verlaufenen Heuet ein frohes Erntemahl, und wenn ich noch nicht herzhaft zulangen durfte, hörte ich doch in Seligkeit zu, als der Oegerli eins sang und jodelte ... Mitten im Lachen und Singen in der Dämmerung des späten Tages stand Madeli in der Stube; wie einem Kätzlein war ihm unser Fest ins Näschen gestiegen — und was trug es unterm Arm, fest geschlossen, aber zärtlich wie eine Puppe?

„Es habe es noch bringen wollen, mein Röcklein; der Schangli hätte es gern selber gebracht, weil wir heute die Rechenlöse hätten, aber er scheue den Oegerli, und er brauche auch nichts," sagte es mit einem raschen Blick auf die rosigen Schinkenschnittchen, die auf dem Tisch in weißer Platte lagen; „er habe ja auch immer gesagt, der Seppli sei ein Meitlibader und noch allerhand!"

Mit großen Augen nahm ihm die Mutter das Röcklein ab, schaute mich an, dann das Madeli, schüttelte den Kopf, wie wenn sie vor einem dunkeln Rätsel stände. Aber das Madeli weckte sie, eh sie dessen Lösung gefunden, aus ihrem Grübeln; denn Madeli, das liebe dumme, schlaue, rief ihr nebst einem zweiten, nachhaltigen Blick auf des Tisches Herrlichkeiten den eigentlichen, tiefern Grund seines späten Erscheinens ins Bewußtsein mit den Worten:

„Wir kochen dann auch Hamme an der Rechenlöse!"

Und nahm behend wie ein Kätzlein das Stück, das ihm die Mutter gern und lächelnd bot, mit saubern rosigen Fingerlein von der Gabel.

Als ich der Mutter das Nachtgebet gesagt, stammelte ich noch etwas, brachte es aber nicht heraus; doch als sie mich lang und fragend anblickte, fiel ich ihr unter heißem Schluchzen um den Hals ...

Viel später sagte mir der Schangli, als wir einmal dicke Freundschaft hatten und erbost über Madeli waren, er hätte eigentlich das Röcklein gern selber gebracht, wenn er nur auch dem Wetter getraut und nicht das Madeli dazu gekommen wäre. Es hätte sich, da es sein eigen Röcklein nicht selber anziehen konnte, errötend an ihn gemacht, als die Buben verstoben; es hätte ihn zu Hilfe gerufen mit dem Versprechen, ihm dafür die jungen Hühnlein zu zeigen, und mit der Verheißung ewigen Gernhabens und eines halben Birnenweckens, wenn die Mutter backe. An der Sonne sei es gekauert, lang, seitab von ihrem Hause, weil es sich nicht heimgetraut.

„Bin ihm zu Hilf gegangen," sagte er, „hab ihm das Kleidlein eingeknöpft. Am End hat mir das Luder auch noch dein Röcklein abgebettelt. Wenn ich's aber gewußt, daß ihr die Rechenlöse habet, ich hätt es selber gebracht, dem Oegerli und dem Wasserrädchen z'trotz!"

Und das Wasser lief dem Schangli noch im Munde zusammen, als er an die herrlichen Sachen dachte, von denen ihm das Madeli nach unserm Erntefest berichtet hatte.